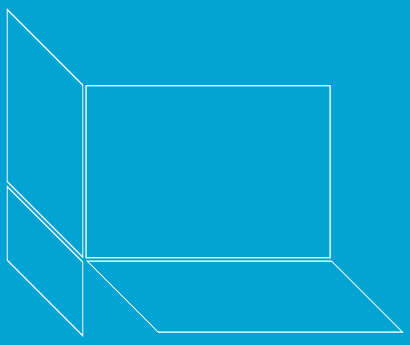

Ayşe Güleç

Das Protokoll unterlaufen und das Unsagbare bezeichnen

Interview mit Ayşe Güleç

von Elias Berner, Veronika Gaitzenauer und Franziska Kabisch

ZWISCHENRÄUME #8

In der Reihe *Zwischenräume* veröffentlicht Büro trafo.K Texte, Gedanken und Gespräche an der Schnittstelle von Bildung, Kunst und kritischer Wissensproduktion.

Ayşe Güleç

Das Protokoll unterlaufen und das Unsagbare bezeichnen

Interview mit Ayşe Güleç

von Elias Berner, Veronika Gaitzenauer und Franziska Kabisch

In ihrem Vortrag „Das Wissen der Betroffenen“ berichtete Ayşe Güleç von Perspektiven und Vernetzung der von der NSU-Mordserie betroffenen Familien. Eine besondere Rolle spielt dabei die Familie Yozgat in Kassel, die 2006 ihren Sohn Halit verloren hat und seitdem aktiv die staatlich durchgeführte Aufklärung des Mordes kritisiert und durch Eigenrecherche kontrastiert.

Das Interview nimmt Bezug auf Ayse Güleçs Vortrag und dessen Inhalte, wie zum Beispiel das Gerichtsverfahren zum Mord an Halit Yozgat, die Widerstands- und Gedenkarbeit der Familie Yozgat und der migrantischen Community in Kassel, das Verhältnis von „Laut- und Leisedrehen“ sowie die Perspektiven und das Wissen von Betroffenen.

Zuallererst eine Begriffsfrage. Das „migrantisch situierte Wissen“, was bedeutet das für dich und welche Rolle spielt es für Selbstermächtigung in politischen Kontexten?

Mit „migrantisch situiertem Wissen“ meine ich in diesem Kontext eine Wissensform, die ein Wissen ist, das sich aus Rassismuserfahrung speist. Jene Personen wissen, wie Rassismus funktioniert bzw. wie struktureller Rassismus alles durchdrungen hat, was er mit ihrem Leben macht und was für eine Ökonomie er produziert. Dieses Wissen – nicht nur weil es um Rassismuserfahrung geht – ist bedeutend, weil in diesem Wissen Funktionsweisen von Rassismus

und Gegenstrategien liegen: Wie können wir uns dem entgegenstellen, wie können wir damit umgehen, es umgehen und dagegen angehen. Es ist eine Wissensform, die für die Analyse von Rassismus sehr wichtig ist. Wir können sie als Analysekriterium anwenden, als Perspektive einnehmen und alle davon lernen.

Du hast deinem Vortrag den Titel „Das Wissen der Betroffenen“ gegeben. Der Begriff der Betroffenen wird bei dir sehr ermächtigend und produktiv benutzt, insofern als man sich auf die eigenen Erfahrungen berufen kann und dem eigenen Wissen Gültigkeit einräumt. Wir haben uns gefragt, ob das nicht ein gefährlicher Balanceakt ist, weil man auf das Betroffensein festgenagelt werden kann und dann doch in einen Opferstatus gerät, im Sinne von: „Sie sind davon betroffen, deshalb können Sie sich gar nicht objektiv dazu äußern.“ Wie kann man das umgehen und diesen Begriff trotzdem produktiv einsetzen?

Das ist eine sehr gute Anmerkung, über diesen Zusammenhang hab ich mir auch schon viele Gedanken gemacht. Ich hab aber trotzdem diese Überschrift benutzt, auch bewusst, weil es mir darum ging, aufzuzeigen, wie die Betroffenen selbst ihren Opferstatus ablegen – indem sie nämlich aktiv handeln und Dinge erfinden, um den Rassismus im NSU-Komplex aufzuzeigen. Zum Beispiel im Gerichtsverfahren, von dem ich gesprochen habe. Dieses NSU-Verfahren – ein Staatssicherheitsverfahren – folgt der Strafprozessordnung, das heißt, es ist formal so gebaut, dass es Angeklagte gibt, deren Schuld bewiesen werden muss. Dieser Positionierung werden immer „Opfer“, „Beschädigte“ gegenübergestellt. Es geht genau um diese Dichotomie, um Täter und Opfer. Ich hab den Begriff „Betroffene“ deswegen benutzt, weil es mir um den Kontext des Prozesses ging und wie Betroffene es sozusagen selbst schaffen, diesen Status zu verlassen, indem sie aktiv werden und sich eben nicht auf diesen Opferstatus festschreiben lassen, weil ihnen dieser zu passiv ist.

> „Die Angehörigen der Mordopfer und die Überlebenden der Bombenanschläge, die in diesem Verfahren aktiv wurden, sind durch aktives Handeln aus dem Opferstatus herausgetreten. Das war eine wichtige Transformation.“

Das hat natürlich immer wieder Konsequenzen: Es gibt hier eine Art Ambivalenz im Umgang mit den Betroffenen. Sobald sie aktiv werden und Zeugnis über den Tathergang und ihre eigene Traumatisierung hinausgehend ablegen – wenn sie also das Thema breiter aufmachen –, werden sie genau in diesen Momenten gestoppt. Die Angehörigen der Mordopfer und die Überlebenden der Bombenanschläge, die in diesem Verfahren aktiv wurden, sind durch aktives Handeln aus dem Opferstatus herausgetreten. Das war eine wichtige Transformation.

Du meinst, indem sie sich auf die eigene Perspektive berufen, aber diese aktiv als Mittel einsetzen, um nicht passiv abgestempelt zu werden …?

Ja, weil sie ihre eigenen Erlebnisse und Erfahrungen, wie beispielsweise mit Ermittlungsmethoden, einbringen wollen. Aber genau in dem Moment, wenn sie das tun, verlassen sie diese Rolle des ihnen zugewiesenen Platzes des Opfers/der Betroffenen, weil diese zu passiv ist und sie auch den strukturell-institutionellen Rassismus „bezugen“ wollen, den sie über viele Jahre erleben mussten. Das heißt, sie sprechen, wie die Familie Yozgat, nicht nur darüber, wie sie ihren Sohn gefunden haben. Das kommt ja nur an einer Stelle des Protokolls von NSU-Watch vor. Aus diesem Protokoll hab ich beim Vortrag vorgelesen; es ist nicht im offiziellen Protokoll des Gerichtes selbst, denn von Seiten des Gerichtes gibt es kein Protokoll. Der Prozess protokolliert sich selbst nicht. Ich find das sehr interessant und denke immer wieder darüber nach: Warum eigentlich nicht? Als ein Staatssicherheitsverfahren ist dieser Prozess nach 1945 immerhin ein sehr bedeutsames Verfahren. Doch das Gericht hat selbst entschieden, dass es keine öffentlichen Aufzeichnungen gibt. Daher gibt es die Gerichtsprotokolle auf der Seite von NSU-Watch und Zusammenfassungen von einigen engagierten Vertreter_innen der Nebenklage, also von der Anwaltschaft der Betroffenen.

Herrn Yozgat zum Beispiel war es zuallererst wichtig, alle Dinge in diesem Gerichtsverfahren vorzutragen. Das bezog sich vor allem darauf, wie sie als Familie jahrelang unter Druck gesetzt wurden, wie sie als Täter behandelt wurden, wie ihnen nicht geglaubt wurde, wie sie dadurch verunglimpft und isoliert wurden in ihren eigenen Communities. Genau in den Momenten, in denen er das tut oder tat, wurden die Vertreter_innen auf der Richterbank ungeduldig, fast unwirsch. In diesen Situationen wurde die Familie daran erinnert, dass Ismail Yozgat erzählen solle, wie er seinen Sohn aufgefunden hat. Aber die Betroffenen legen eben auch Zeugnis über den strukturellen Rassismus ab, den sie erlebt haben.

Das heißt, dieser Gerichtssaal definiert sehr stark auf formaler Ebene, was gesagt werden kann und was eben nicht. Und eine performative Handlung ohne verbale Ebene – zum Beispiel wenn Herr Yozgat sich im Saal auf den Boden legt, um zu zeigen, wie er seinen Sohn gefunden hat –, das passt dort gar nicht rein. Oder soll dort nicht reinpassen.

Ja, zumal wenn Herr Yozgat beispielsweise so handelt, dann wird er auch immer so behandelt, als ob er die Distinktionssysteme des Gerichts nicht richtig kennen würde. Als der damalige Verfassungsschutz-

mitarbeiter Andreas Temme aussagte, der ja im Internetcafé war, als Halit umgebracht wurde, wollte Herr Yozgat auch Fragen an ihn stellen, woraufhin der Richter ihn beziehungsweise seinen Anwalt ermahnte, er solle doch seinem Mandanten mal erklären, wie das hier funktioniert und dass es bestimmte Regeln gibt. Herr Yozgat wird also immer so dargestellt, als ob er etwas tun würde, was dort gar nicht rein passt. Als würde er die Regeln verletzen, die Distinktionssysteme dieses Gerichtsverfahrens nicht kennen und müsste daher unterrichtet werden, damit er sich an die Verfahrensabläufe hält.

> „Der NSU-Prozess zeigt post-kolonialistische Praktiken. Daher benutze ich den Begriff des „Silencing“, weil dieses Leisedrehen eine alte Praxis ist. Aber die Betroffenen verstummen nicht. Sie erfinden eine Praxis, um weiter zu sprechen und Zusammenhänge zu zeigen.“

Der NSU-Prozess zeigt post-kolonialistische Praktiken. Daher benutze ich den Begriff des „Silencing“, weil dieses Leisedrehen eine alte Praxis ist. Das bedeutet aber nicht, dass die Betroffenen aufhören zu reden. Sie verstummen nicht, ganz im Gegenteil, sie erfinden eine Praxis, um weiter zu sprechen und Zusammenhänge zu zeigen. Und: Sie klagen den strukturellen Rassismus weiter an. Die Ambivalenz bleibt: Sie sind Betroffene, aber sie sind aktiv in dem, was sie tun.

Ibrahim Arslan, dessen Familienhaus in den 90iger Jahren in Mölln durch einen Anschlag abbrannte, wurde von seiner Oma gerettet, indem sie ihn in nasse Tücher einwickelte und so hat er diesen Brandanschlag überlebt. In dieser Zeit, als es in Deutschland auch viele Übergriffe auf Wohnungen, aber auch auf Asylheime gab, war Mölln sozusagen eines der Geschehnisse, die die 90er Jahre sehr bestimmt haben, wie auch Solingen, Lübeck, Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda, Lübeck; die Namen dieser Orte stehen für die rassistischen Übergriffe in dieser Zeit. Ibrahim Arslan politisiert den Begriff und den Status des Opfers und fordert ein, dass Opfer reden können und wollen. Das empfinde ich als ein sehr starkes Moment, dass „Opfer“ nicht nur schwach gedacht werden kann, sondern auch eine politische Dimension haben kann. So wendet Ibrahim den Begriff Opfer und macht eine wichtige politische Position daraus.

Wenn sich die Opfer aus diesem klassischen Bild des Opfers rausbewegen und in den Widerstand bringen, kommt oft das „Silencing“, das du erwähnt hast, ins Spiel, ihre Stimmen werden leiser gedreht. In deinem Vortrag ging es viel um Strategien, wie man gehört werden kann. Aber was muss sich eigentlich ändern, damit dieses Leiserdrehen gestoppt wird und zugehört wird?

Das ist auch ein Teil von Rassismus: das Nicht-Hören-Wollen, Nicht-Wahrnehmen-Wollen, eine strukturelle Ignoranz, weil Privilegierte nicht hinhören müssen. Und ich glaube, dass das einfach nur durchbrochen werden kann, indem immer mehr Leute bewusst eine andere Perspektive einnehmen, aus der Perspektive von Rassismusbetroffenen argumentieren und diese Perspektiven stark machen und breit machen und laut machen, sodass es eben nicht überhört werden kann.

Das ist das, was die Initiativen in Kassel, in Köln und anderswo oder die Oury-Jalloh-Initiative und der Freundeskreis zum Gedenken an den Brandanschlag in Mölln 1992 tun. Wir tun das, damit es a) ein Nicht-Vergessen und b) ein Erinnern gibt, welches aber auch einer antirassistischen Praxis der Ermächtigung folgen soll.

Daher ist das Thema Vernetzung ganz wichtig, eine Form von Vernetzung mit den Betroffenen. Ich sage wieder „Betroffene“, wobei hier die Schwierigkeit ist: Wer ist denn eigentlich betroffen? Sind es die, die durch die NSU direkt angegriffen wurden? Ist der Kreis der Betroffenen nicht größer? Denn auch ich war gemeint wie auch ihr und wir alle. Wir alle als Gesellschaft wurden angegriffen und sind alle betroffen von diesem Rassismus. Vernetzung ist da das Wichtige, weil das natürlich Positionen und Perspektiven und ein bestimmtes Wissen stark macht. Darum geht es – eine bestimmte Form der Solidarisierung auch mit den Familien der NSU-Opfer zu suchen und mit ihnen zusammenzustehen.

> „Das ist auch ein Teil von Rassismus: das Nicht-Hören-Wollen, Nicht-Wahrnehmen-Wollen, eine strukturelle Ignoranz, weil Privilegierte nicht hinhören müssen.“

In Bezug auf den Strafprozess hast du erzählt, dass es auch Momente der Enttäuschung bei den Familien gab, als sie gemerkt haben, sie können hier keine Unterstützung erwarten und dass mit bestimmten hegemonial situierten Institutionen einfach keine Kooperation möglich ist.

Da du ja unter anderem im Kulturzentrum Schlachthof Kassel arbeitest und das eine unabhängige Initiative ist, die aber auch oft mit Behörden zu tun hat, stellt sich für uns die Frage, wo sich diese widerständigen Praxen lohnen. Wo lohnt es sich, schon mit staatlichen Institutionen zu kooperieren und zu sagen: „Wir müssen da dran bleiben und uns auch die Zähne ausbeißen“? Und wo ist der Punkt erreicht, wo die Energie einfach nur verpufft? Wie kann man mit dieser voraussehbaren Enttäuschung umgehen, da es diese strukturelle Gewalt und dieses strukturelle Silencing gibt, und dabei trotzdem nicht aufgeben?

Es gibt immer ein ambivalentes Verhältnis und Problem zwischen nicht-staatlichen Organisationen und staatlichen Organisationen betreffend die Formen des Erinnerns und Gedenkens. Also die Stadt Kassel beispielsweise: Wenn es um den Gedenktag geht, dann werden Reden gehalten, die natürlich sehr repräsentativ sind. Eine Forderung, die hier noch immer ungelöst im Raum steht, ist die der Familie Yozgat nach der Straßenumbenennung. Auf die wird nicht öffentlich eingegangen: Wenn, dann wird darauf verwiesen, dass es bereits den Halit-Platz gibt. Dieser Platz, der vorher kein Platz war, sondern nur ein Haupteingang zum Hauptfriedhof, also ein Platz, der eigentlich kein Platz ist, bekam den Namen Halit-Platz. Doch die Forderung nach der Umbenennung der Holländischen Straße besteht weiter, da in dieser Straße Halit geboren und auch ermordet worden ist. Die Familie wünscht sich, dass diese Straße nach ihm umbenannt wird. Als Initiative teilen wir die Forderung. Die städtischen Leute sehen das natürlich anders und sie argumentieren ökonomisch, das heißt: „Es ist zu teuer, das können wir uns nicht leisten.“ Ein anderes Argument ist, dass Straßen nur benannt werden nach Personen, die auch Wichtiges für die Stadt und die Stadtgesellschaft geleistet haben. Im Subtext heißt es: Der rassistische Mord ist nicht so wichtig, um es im öffentlichen Stadtraum zu markieren. Öffentlich sagen dann wichtige Repräsentanten der Stadt, es ginge nicht, eine Straße nach einem Opfer umzubenennen, weil es ja zehn Mordopfer gab. Im Umkehrschluss könnte gefordert werden: „Dann müssen wir zehn Straßen umbenennen!“

Daran wollte ich noch mal kurz aufzeigen, was auch unterschiedliche Denkweisen, unterschiedliche Arbeitsweisen, Haltungen in der staatlich-repräsentativen und antirassistischen Gedenkpolitik sind. Aber manchmal gibt es darin auch Verschiebungen und die finde ich interessant. Ich mag es sehr, wenn jemand, der vorher eine ganz andere Position hatte, im Ortsbeirat jetzt sehr aktiv ist und dann Teil dieser Initiative wird. Das kann passieren und es ist toll, wenn das passiert. Wenn dann Leute plötzlich selbst daran teilhaben und etwas ermöglichen, wenn sie Perspektiven ändern und solche einnehmen, die sie vorher verneint haben.

> ” Eine Forderung, die hier noch immer ungelöst im Raum steht, ist die der Familie Yozgat nach der Straßenumbenennung. Die Familie wünscht sich, dass die Holländische Straße, in der Halit geboren und auch ermordet worden ist, nach ihm umbenannt wird. “

Du hast gesagt: „dieser Platz, der eigentlich kein Platz ist“. Hier wird von der Stadt also ein Zugeständnis gemacht, aber nur, wenn nichts anderes verändert werden muss, also eine Art Lückenfüller geschaffen.

In Bezug auf pädagogische Arbeit haben wir uns gefragt: Wie können die Perspektiven der Betroffenen und das Wissen aus migrantischen Communities in der Bildungsarbeit eingesetzt werden? Oft wird das Wissen dieser Positionen angenommen, während die Strukturen aber unverändert bleiben. Wie kann man verhindern, dass dieses Wissen nur eine Lücke füllt in einer Institution, die sonst gleich bleibt?

> ” Indem man mit der Perspektive des migrantisch situierten Wissens wie mit einer anderen Folie arbeitet, wird sichtbar, wie aus einer anderen Perspektive dargestellt wird und vielleicht auch wie etwas wahrgenommen wird. “

Ich glaube, das geht, indem man vielleicht mit diesem Wissen oder mit dieser Perspektive des migrantisch situierten Wissens wie mit einer anderen Folie arbeitet. Dadurch wird sichtbar, wie aus einer anderen Perspektive dargestellt wird und vielleicht auch wie etwas wahrgenommen wird. Das könnte eine Möglichkeit sein, um deutlich zu machen, was zum Beispiel in einer Stadt immer Präsenz gewinnt. Wenn man das jetzt an einem Stadtraum festmacht, so ganz konkret, dann könnte man sich tatsächlich anschauen, wie Straßen eigentlich nach bestimmten Personen benannt werden. Da kommt man nämlich ganz schnell darauf – und, ich bin mir sicher, in Wien genauso wie in Kassel –, dass es Straßen gibt, die nach irgendwelchen Leuten benannt sind, die in der Kolonialzeit sehr aktiv waren oder Nazis, die in den 30er, 40er Jahren etwas gemacht haben. Was erzählt das denn eigentlich über diese Stadt und über deren Geschichte? Also, dass man das gegenliest und eher dekonstruktivistisch damit arbeitet. Aber ihr seid ja auch die Expert_innen dafür. Wie würdet ihr das denn sehen?

Hm … Wir könnten uns vorstellen, genau das, was du mit der Stadt beschreibst, auf Institutionen zu übertragen und zum Beispiel verschiedene Routinen in den Blick zu nehmen und zu gucken, was hier als selbstverständlich und normal angesehen wird. Also nicht nur inhaltlich – welches Wissen wird vermittelt oder was sind die Lehrinhalte? –, sondern: Was wird gemacht, wie wird es gemacht, wer macht es und was wird nicht gemacht? Sozusagen den Blick auf eine Makroebene lenken, auf das, was selbstverständlich und so normalisiert ist, weil genau das ja wahrscheinlich das Gefährliche ist.

Ja, das ist ja oft auch ein Problem in der Pädagogik. Annita Kalpaka hat dazu mal einen guten Text ge-

schrieben, den ich für Fragen der Bildungsarbeit ganz wichtig und zentral finde. Sie hat mit Nora Räthzel das Buch „Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein“ herausgegeben und auch ein paar wichtige Texte geschrieben, einer davon heißt „Von Elefanten auf Bäumen“. Ich finde den Text sehr klug, weil sie sozusagen verschiedene soziale Einrichtungen, vor allem Bildungseinrichtungen für Kinder, untersucht hat und dabei zwei Handlungsweisen in diesen Institutionen festgestellt hat. Die eine beschreibt sie als eine starke Homogenisierung. Das heißt, wir machen alles für alle gleich. Also Routine: Das, was wir immer so gemacht haben, machen wir immer so, egal wer vor uns sitzt. Und die andere Handlungsweise hat sie als eine starke Differenzierung beschrieben. Das heißt, z. B. bei einem türkischen Kind muss ich das so und so machen oder bei einem Kind mit einer Behinderung muss ich das so und so machen. Das Problem ist – und das finde ich klug an diesem Text –, beides führt zur Benachteiligung und zur Diskriminierung. Wenn bei der Differenzierung eine bestimmte kulturalistische Zuweisung passiert, ist das natürlich auch völlig diskriminierend, weil es von einer kulturellen Konstruktion ausgeht, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Diese institutionellen Handlungsbeschreibungen fand ich ziemlich interessant und sie begegnen mir immer wieder, gerade auch in der Bildungsarbeit, der Pädagogik, der Altenarbeit und so weiter. Es gibt immer eine sehr starke Homogenisierung oder Differenzierung. Damit einher geht der institutionelle Rassismus. Rassismus durchdringt alles, mit dem wir zu tun haben. Das betrifft unser Leben und tritt auf in Institutionen, in Büchern, auf der Straße, im Arbeitsleben bis zu unserer Wahrnehmung, unseren Sichtweisen, unseren Freundschaften … Es gibt Leute, die davon profitieren und andere müssen damit irgendwie umgehen, um trotzdem leben zu können und im besten Fall nicht attackiert zu werden.

> „Struktureller Rassismus durchdringt ja alles, mit dem wir zu tun haben. Unser ganzes Leben ist davon durchdrungen, bis zu unserer Wahrnehmung, unseren Sichtweisen, unseren Freundschaften.“

Und wenn man darüber nachdenkt, wie man in dieser Struktur gegen diese Struktur arbeiten kann, da passt eigentlich das, was du am Anfang des Gesprächs gesagt hast, ganz gut: dieser Begriff des Betroffenseins, der ja eigentlich eine Passiv-Konstruktion ist, aber von den Betroffenen aktiv genutzt wird. Wenn man das so sehen will, ist es ein Paradox, etwas, das passiv und aktiv zugleich ist, aber genau darin liegt ja irgendwie das widerständige Moment.

Ja, ich mach das immer an der Familie Yozgat deutlich, aber auch bei den anderen ist das nicht anders. All die, die aktiv im Prozess ausgesagt haben, haben dieses Potenzial. Was ich interessant finde, ist, wie die Betroffenen als Zeug_innen im und mit dem hegemonialen Raum des Gerichtssaals umgehen und darin handeln. Das finde ich ein spannendes Moment. Ich hab euch ja im Vortrag die Raumsituation, die Inszenierung dieses Gerichtssaals beschrieben. Natürlich ist das Gericht als Ort der Rechtsprechung nicht frei von gesellschaftlichen Strukturen. Und das wird in diesem Prozess eigentlich sehr deutlich. Insofern zeigen sich die unterschiedlichen Interessen und man erfährt ganz konkret, wie Rassismus hier funktioniert: als ein weißer Raum, in dem über Recht gesprochen werden soll, jedoch die Betroffenen nicht über Rassismus als das Unsagbar-Gemachte sprechen dürfen, sondern nur über ihre eigene Traumatisierung. Dennoch versuchen sie dieses Protokoll immer wieder zu unterlaufen und das Unsagbar-Gemachte zu bezeichnen. Das tun sie, während sie die Strukturen anerkennen. In diesen Situationen ist Herr Yozgat, wie auch andere, sehr höflich und anerkennend. Sie bejahen und affirmieren diese Rituale und Autoritäten, formulieren gleichzeitig ein NEIN und bringen immer wieder ihre Perspektiven ein.

> „Die Betroffenen versuchen das Protokoll des Gerichtssaals immer wieder zu unterlaufen und das Unsagbar-Gemachte zu bezeichnen.“

Ja, und sie erfinden neue Sprachen und fordern damit die hegemoniale Seite auf, diese Sprachen auch zu lernen. Und da ist ja sozusagen das Widerstandsmoment.

Ja!

Liebe Ayse, vielen Dank für das Gespräch!

Ayşe Güleç

arbeitet seit 1998 als Diplom-Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin im Kulturzentrum Schlachthof in Kassel. Zu den Schwerpunkten ihrer Tätigkeit zählen unter anderen Migration, Bildung und kulturelle Bildung. Zudem ist sie in selbstorganisierten Initiativen und Netzwerken – unter anderem im Kontext von Migration, Anti-Rassismus, in selbstorganisierten Initiativen zu Migrationsfragen sowie in der bundesweiten Vernetzung der Initiative «Aktionsbündnis NSU-Komplex auflösen» – aktiv.
Im Rahmen der documenta 12 entwickelte sie zur lokalen Anbindung ab Ende 2005 bis zur Ausstellung im Jahr 2007 den documenta-12-Beirat und war in der Folge dessen Sprecherin. Für die Vorbereitungen der documenta war sie Mitglied der Maybe Education Group und bildete als Tutorin eine Gruppe von «worldly companions» für die Kunstvermittlung aus. Zudem arbeitete sie mit an dem Konzept für das Studio d(13) für Kids & Teens der dOCUMENTA (13).

Impressum

Zwischenräume #8, November 2016

„Das Protokoll unterlaufen und das Unsagbare bezeichnen“, Interview mit Ayşe Güleç
Interview: Elias Berner, Veronika Gaitzenauer, Franziska Kabisch, Institut für das künstlerische Lehramt, Akademie der bildenden Künste, Wien

Herausgegeben von Büro trafo.K

Lektorat: Ines Garnitschnig, Nora Sternfeld
Gestaltung: Franziska Kabisch, Sonia Garziz

Dieser Text entstand im Rahmen des Projekts *Strategien für Zwischenräume. Neue Formate des Ver_Lernens in der Migrationsgesellschaft*.

Strategien für Zwischenräume ist ein Projekt von Büro trafo.K (Ines Garnitschnig, Renate Höllwart, Elke Smodics, Nora Sternfeld) und Sheri Avraham, gemeinsam mit Regina Wonisch, Arif Akkılıç, Xhejlane Rexhepi und Gabu Heindl, in Kooperation mit WUK m.power und Jugend am Werk, dem Forschungszentrum für historische Minderheiten, maiz – Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen und dem Arbeitskreis Archiv der Migration und schulheft.

Büro trafo.K
Münzwardeingasse 3/4a
1060 Wien

Gefördert aus den Mitteln von SHIFT und AK–Wien